Zeitschrift: Schwyzerlüt : Zytschrift für üsi schwyzerische Mundarte
Band: 26 (1964)
Heft: 2

Rubrik: Der Hans Zulliger verzellt us sym Läbe
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Hans Zulliger verzellt us sym Läbe

Es Buebemüschterli
(Erschtdruck)

Synerzyt isch alben uf halbem Wäg im Täli zwüschen Ilfingen u Friedlischwart am Bächli no nen alti, teelwys zämegheiti Oelmühli gstange. Me het prichtet, dört heigi d'Pure nöimen ihrer Mohnbluemesamen u Buechnüsslichärne härebracht, für se la z'mahlen u Spysöl drus z'mache. Du syg du der Ölmüller, es steialts Manndli, gstorbe, u niemer het meh zu der chlyne Mühli gluegt. Vo wäge der Müllerbueb heig über ds grosse Wasser dinget gha, u ke Möntsch het gwüsst, wo-n-er steckt. Er hätt aber es schöne Tags ume chönne heicho, het me gmuetmasset, u de hättin ihm d'Gmein sys vätterlichen Erb müssen übergä: ds dickmuurige ygruppete Hüsli mit em aaboune Wohntrakt u de paar Möbel drinne, fascht ganz überdeckt vo Wyden un Erlebäum, ds Hoschterli mit den Öpfel- u Birebäum, e Bitz Fäld, wo einischt albe no Gwächs isch druffe pflanzet worde, nes verwahrlost Gärtli, wo i de Summere höchi Sunnebluemen errunne sy un übere gluegt hei ufe Wäg änet em Bächli, we dört öpper isch derhärcho, wie we sie hätte wölle frage: «Was chunnt da für ne frönde Fötzel, wäm isch er u was wott er?» Ytäm, das einsame Wäseli ga z'gschoue het mi glöökt. Wär weiss, was es dört alles Merkwürdige het gä z'luege!

Es sy zwar dürhar Verbottafelen uufgstellt gsi «Betreten verboten!» Me het nid wölle, dass dä oder äine da öppis gai ga muse, u gar nid so sälte het me der Dorflandjeger gseh um das Biet ume streipfe, wo mit wachberen Ouge Sorg gha het, dass niemer i d'Neechi chöm. Unger de Bueben isch ussertdäm ds Greed ggange, im Mühleli husi Geischter, ja, Gspäischter,

un es syg gfährlig, dene z'bigäggne. Me überchöm gschwullni Bei, dass me ne Chehr lang nümme chönn louffe, oder e böse Hueschte, dass me ganz Nächt lang müessi chälzen u nümme chönni schlafe. Söttigi Gschichte hei die Mühli für nes Buebehärz nume no inträssanter gmacht, u we men ame ne Schandarm het chönne ne Nase dräje, het das als Heldetat ggulte, wo me nachär de Gspahne verzellt, stoz wie nes Purehuus.

Ame Spätsummernamittag bini vo Leubringe här der Wald ab gschlichen un am Rand im Gstrüpp blybe hocke. Ha gäge die Mühli gsperberet, öppe ne halbi Stung lang. Gäb dört kenen i re Nüniform dasume wajaschieri u d'Luft suber syg. I ha niemer gseh. Da bini wie nes Soldätli sprungwys vorgrückt un ömel heel zum Hüsli cho. Bi drum ume, u da hani bim Chucheli ne verheiti Fäischterschybe etdeckt.

«Herrlig!» hani däicht, «da bruucheni nid sälber eini y'zschla!» Ha dür ds Loch ychegreckt u der Rigel duuffet, by ychegstige, ha derzue uufpasset wie ne Häftlimacher. Dusse het der Bach g'ruuschet, u i mir inne het lut ds Härz gchlopfet: «Huh, we jitzen eis vo dene Gspäischter chämt!» Mithine het es im Holz gchlepft, aber vo Geischtere hani nüt chönnen erlicke. Da isch es grosses Füüröfeli gstange mit eme vergraueten u verruessete Rouch-Chemi, dernäbe nes Töri zu mene chlyne Bachofe. Aabrönnti Holz- u Chohlen- u Aescheräschte sy uf em Herd gläge, drüber, a re schwarze Chötti, isch en ehrige Hafe ghanget, u Wärchzüüg, längschwänzigi Zangen u Füürhäägge sy dasume gläge, Zündhölzli, wo ihrer Chöpf hei abgha. Hinger em Chuchitisch isch e Zinntäller un Zinnlöffelriegle an der Wang aagmacht gsi. Es hätt mi gluschtet, es Füürli z'mache. Weder i ha's ungerla, von wäge me hätt der Roch chönne gseh, u de wär im Schwick der Polizischt da gsi, wo het e Hung un es Velo gha.

I bi i eis vo de Stübli düüsselet. Es höchbeinigs Stroubett isch imen Egge gstange, e Tisch im angeren u ne Bank drum ume, zwo oder drei Stabälle, obe i me ne Halter e vergilbte 'Hinkende Bott'. Herrschaft, bin ig erchlüpft, wo uf ds Mal öppis g'raschlet het! Es sy ne Zylete Ratte gsi, wo vo eir Stüblisyte us eme Loch sy vürecho und uf der angeren ume ime Loch verschwunde sy. Uheimelig isch mer worde. I ha ds Härz i beidi Häng gno: «We de scho hesch aagfange, machisch jitz fertig!» hani mer zuegsprochen u de beiden angere Stuben o no nes Wysittli gmacht. Sie hei nid viel angers uusgseh weder die erschti. Ir einte, chlynnere si o dere zwöi Better gsi u hei vo Strou gstouche, dass es eim schier der Ahte gstellt het, die angere het allwäg einischt als Wohnstube dienet. Ueber em Tisch isch en altmödischi Hängelampen acheghanget, un im nen Egge isch e Sekretär gstande. Er isch gschplosse gsi, un i ha der Schlüssel niene gfunge für nen uufz'mache. I ha mi nid lang versuumet u bi dür ne schmale, obe bogne Gang z'dürüberen i d'Mühli, ha dür nen uustrappeti änggi Stägen ueche müesse. Ame ne eichige Pfahl sy die schwäre Mühlisteinen aagmacht gsi, es het gwimmlet vo hölzige Reder u Zahnreder. A der Dili, wyt obe, hani zwo Agertschen uufgschreckt, wo g'rääget hei u dürs offete ygffallne Dach uus gfleuchnet sy.

Zu me ne Töriloch i der dicke Muur bini usetrappet. E Stäg het übere gfüehrt bis naach a ne verschiebbare Chänel. Dört isch ds Wasser vom Mühlibach is Bachbettli achegheit wie ne chlynne Wasserfall. Am Chänel isch es verroschtets Chötteli ghanget. I ha dra gnupft, un uf ds Mal het es e Ruck ggä u ds Wasser isch derfür uf die Ghältli vom Wasserredli gfalle. Es het gyrschet, ds Redli het si zersch chnorzig, nachär fei echly flingg afa dräje, u dinne het es afa tonachsen u chnirschten u poldere, i ha gmerkt, die Mühli geit. Der Grampol het me vo wyt äne müesse ghöre.

Du hani die Mechanig ume wöllen abstelle. Probiert, dä Chänel wider wägz'buusse, weder es isch nid ggange, dä isch allwäg feschtgchlemmt gsi. Me het o nid guet zuechechönne. U vom Chänel bis zum Bachbett isch es angfährt vier bis föif Meter acheggange, me hätt si wüescht chönnen erfalle. Derzue isch ds Holz gschliferig gsi wie ne Fisch.
Mir isch es nahdisnah himmelangscht worde. Soll i das Züüg la sy u drus u dänne? Nei, so darf i die Sach nid la stah, sie muess umen i d'Ornig braacht sy!
Gäng ume hani probiert, dä Chänel wider uf d'Syte z'drücke. Bi i d'Mühli zrugg u ha dört es Hebelyse gno, won i scho vorhär ha gseh gha, bi ume dür ds Muurtöri u ha gchnorzet u pyschtet wie ne Buechibärgcharrer, dä verfluecht Chänel hat um ke Santimeter wölle näbenumerücke.
So vertöift un erhitzget bini bi myr Arbeit gsi, dass i der Landjeger erscht gmerkt ha, won er zue mer dur ds Töri trappet.

«Ha, du Mylion!» het er gruret, u hinger an ihm het sy Hung bället wie-n-er mi z'äbefüessige hätt wölle frässe. «Wär het dir erloubt, da am Züüg ume z'figgele, he? – Soll i di ächt grad i d'Finger näh, du Luusbueb?»

«Hälfit dihr mir lieber!» hani vürebrösmet. «I ha ja nüt Böses wölle tue!»

«Hm, für das isch me de guet!» git er Bscheid. «Gäll hä! Jitze bisch froh übere Landjeger, was?» Er het sy Hung gschweigget, u duderna het er mit em Fuess am Chänel drückt, u dä het afa rütsche, ds Wasserrad isch uusplampet, da Krach i der Mühli het uufghört.

«So!» seit der Landjeger. «Jitz wei mer umen ache, me cha dunger besser weder hie i der Luft es Hüehndli mit der rupfe. Chumm, Bueb!»
Duusse bini mit ihm achen i ds Chucheli. Er het uf ds Bänkli hinger em Tisch dütet. «Hock ab!» u du

het er es chlys Notizbüechli vürezogen us em Chuttebuese. «Wie heissisch, wo wohnsch, u was für ne Name het dy Vatter? – Weder bis mer z'Hergets u lüg mi aa, das wurd no die viel grösseri Buess gä!»
Schynheilig gibeni Bscheid: «Jä – git das e Buess?»
«Du chaisch doch läse!» macht er. «Dusse stange ja dürhar Verbott!»
«Die hani halt nid gseh!» sürmlen i. «Heit doch es Ysähe mit mer, gällit! – U luegit, i ha ke Gäldt – e Buess müssti my Vatter zahle, i chönnti nid! U my Vatter cha doch nüt derfür, dass ig öppis bosget ha, woni nid hätt dörfe! – Schmieret mi minetwägen ab, weder laht my Vatter us em Spiel, dä het sowiso sünsch z'pärze gnue mit üs vierne Bueben u syn myggerige Löhndli i der Wärchstatt!:
«Gäll, jitz gisch d'Milch ache!» seit der Landjeger, weder es het scho nümme so suur tönt wie zersch. «Hingerdry cha de jede cho chlöhne. – So säg, wie de heissisch!»
I han ihm schön Antwort ggä.
«Isch es de so?» fragt er. «Spinnisch mi nid a?»
«I schwören echs!« hani todärnscht gseit – un er het schier es Lächlen i de Muulegge müesse verdrücke, i ha's wohl gmerkt. «Un i wett ja guetmache für das, wo-n-i glätzget ha! – Da fallt mer y: chönntit der vilecht es Päärli Chüngeli bruuche, i ha re grad e Näschteten übercho? Oder chönnti-n-ech sünsch öppis cho hälfe, öppen ame schuelfreie Namittag. Me chönni mi i alli Eggen yche stelle, seit albe der Sami, üse Nachber!!»
Umen isch es fyns Lächle unger em Landjegerschnoutz düre ggange, un i ha gmerkt, ds Guetwätter chunnt.
Er het e Zytlang gchüschtet, der Landjeger, u du seit er: «Bhalt du dyner Häsli, un öppis cho hälffe bruuchisch mer o nid. Hingäge muesch mer hööch u tüür verspräche, es Jahr lang nüt meh Unerloubts tue, de lahni dasmal Föifi la grad sy!»

«Das verspricheni!» hani gseit. «I gange de dasmal o nid ga nes Wiehnechtsbäumli frävle, wes nachen isch – so wie sünsch albe, – i verdienes de bim Sami ab, dä het Wald u mier hei e kene!»
Da het der Landjeger z'vollem useglachet. Er chlopfet mer uf d'Achsle. «I gseh scho, du bisch e rächte Bueb!» seit er. «Mach, dass den o ne rächte Ma wirsch! – Un jitze hopp i d'Sätz, es faht scho schier afa nachte, mach, dass de heichunnsch, säg dym Vatter, i lai ne grüessen u was passiert isch!»
«Es git de o no Landjeger», hani mym Vatter gseit, «wo nes Härz hei für üs Buebe, nid nume so Chifline, wo Fröid hei, üsereneine z'plage!»
«Gäll ja!» het er mer byhornet. «Un Ornig muess halt sy uf der Wäldt, dass nid alles z'chrützwys u z'tromsig geit!»
I ha mer's hinger d'Ohre gschribe – u wenn ig jetze, als alte Ma zruggluege uf das Gschichtli, wo-n-i einisch mit em Ilfingerlandjeger erläbt ha, muess i säge: dä het uf sy Art viel meh für mi ta, weder wenn er mer nume hätti ne Buess gschäicht.
Grad bi Chinge bringt me mängisch mit Guetsy meh z'stang, weder we me Herti zeigt u ds Paragrapherössli ryttet . . .

Der Hans Zulliger mit syner liebe Frau deheime z Ittige

Wie eine Seeländer-Ballade entstand

Als ich noch ein zwölfjähriger Knabe war, hatte mich eine tiefe Leidenschaft für das Rutenfischen erfasst. Sie war nicht von ungefähr gekommen. Einen Teil meiner früheren Lebensjahre hatte ich nämlich in Orpund verbracht. Dort, wo der Waldweg vom Bischofskännel her in die Ueberlandstrasse mündet, stand damals das Haus der Familie Ernst Kuhn. Sie betrieb neben einer kleinen Landwirtschaft eine Uhrmacherstube, und die Leute waren mit meinen Eltern befreundet. Mein Vater arbeitete in der «Omega» in Biel, die Mutter in der Diamanenschleiferei Fuchs und Monney, und sie gaben mich bei Kuhns zur Pflege. Sie waren so lieb zu mir, dass ich mich ihnen in aller Herzlichkeit anschloss. Besonders der Frau Kuhn und dem Grossvater war ich zugetan. Dieser, wenn gerade wieder einmal eine Uhrmacherkrise im Lande war, suchte regelmässig den «Kanal» auf, um zu fischen, und ich durfte immer mitgehen. Da sassen wir unter einem schattigen Weidenbusch am Ufer und sahen sill in die Tiefe, wo die Barsche in Scharen lagen und über ihnen die Häsel und Plägglein spielten; ab und zu zogen wir einen der Fische heraus, und meist kehrten wir mit reichlicher Beute heim.

Später ging ich dann allein fischen und suchte die ganze Gegend nach günstigen Plätzchen ab. Ich entdeckte besonders in der Nähe von Meienried zwei solche Stellen: dort, wo die Arme der «Alten Aare» in den Nidau-Büren-Kanal mündeten, wimmelte es von Barschen, meist grossen Stücken. War ich frühmorgens dort, hatte ich bis Mitte vormittags meist schon zwei Weidengäbelchen voller Fische. Eines davon verkaufte ich jeweilen an städtische «Sportfischer», die in der «Pinte» zu Meienried sassen und jassten – und nichts gefangen hatten. So gewann ich ein ansehnliches Taschengeld. Das andere brachte ich

heim, und meine Mutter bereichere damit den kärglichen Mittagstisch.
Einmal nun, es war am bürenwärts mündenden Einlauf der Alten Aare, biss ein besonders grosser, starker und wilder Barsch an, und ich hatte meine liebe Not, ihn an Land zu bringen, musste aufpassen, dass er mir nicht das «Rosshaar» und die Angel abriss. Immer dann, wenn es mir gelang, ihn in die Ufernähe zu zerren, schoss er mit einem harten Schlage wieder los und suchte sich in die Flussmitte zu retten. Da stand plötzlich ein Mann neben mir. «Wart, Büebli!» sprach er. «Gib Schnur nach!» und ich sah, dass er ein kleines Fangnetz in den Händen hatte. «Jetzt zieh wieder langsam an!» Er tauchte das Netzlein ins Wasser, und wir brachten das unterarmlange Prachtstück glücklich in Griffnähe. Der Mann brach ihm das Genick. Wir kamen ins Plaudern. Es stellte sich heraus, dass er der Lehrer von Meienried war und Lienhardt hiess. Und auch er ging oft fischen. Wir trafen uns häufig, befreundeten uns, und ich durfte ihn auch in seiner «Gesamtschule» besuchen. Er unterrichtete zwölf Kinder. Ich bewunderte ihn, wie geschickt er die Zeit einzuteilen wusste, wie spannend er erzählte und lehrte, wie die Schüler mit ihren Augen an seiner Gestalt hingen – und schon damals regte sich in mir der Wunsch, einst auch Lehrer zu werden und es ihm nachzutun.
Wenn wir zusammen beim Fischen sassen, berichtete er mir von vergangenen Zeiten. Er besann sich noch an die Juragewässerkorrektion und an die Schrecken der Wassernöte, die das Dorf Meienried heimgesucht hatten. Handlich und lebhaft schilderte er mir, wie die Dörfler manchmal auf die Strohdächer klettern mussten, um das nackte Leben zu retten, wenn die Aare plötzlich in einer drei, vier Meter hohen Sturzwelle daherbrauste, alles überschwemmte und die Gegend einem grossen See glich, aus dem die Tannenspitzen und die Dächer wie Inseln herausragten.

Einmal erzählte er mir auch von der Gefährlichkeit der Sümpfe an der alten Aare zwischen Aarberg und Büren. Wenn jemand hinein gerate, könne er sich nicht retten. Der Schlamm wirke wie ein Sog, und wer ihn betrete, dessen Leben sei verloren. Selbst seine Leiche finde man eine Zeitlang nicht mehr. Komme im Frühsommer, wenn droben in den Bergen der Schnee und die Gletscher schmölzen, das Wasser gross, dann geschehe es manchmal, dass die Sümpfe einen Versunkenen wieder hergäben und er nach Büren hinunter geschwemmt werde.

«Es geht das Gerücht – wie viel davon Wirklichkeit ist, weiss ich nicht – dass damals, es war im Jahr 1798, als die Franzosen unsere Heimat überfielen, ein Bub in deinem Alter im Studengrien fischte. Ihm war elend. Sein Vater, ein Seeländer, war im Kampfe bei Jens gefallen, und der Mutter, die ein kleines Heimwesen in der Ebene besass, hatte der Feind alles Vieh geraubt. Die Familie war bettelarm geworden.

Wie der Bub, es war gegen den Abend hin und Nebelschwaden entstiegen dem Sumpf und hingen im Gestrüpp, so da sass und traurig und erbittert über sein und seiner Lieben und auch um des Vaterlandes Unglück nachsann, kam plötzlich eine Abteilung französischer Soldaten daher. Sie rissen dem Knaben roh die Rute aus den Händen und warfen sie in den Fluss. Er solle sie nach Büren führen, befahlen sie ihm. Ungeheure Erbitterung erfüllte sein Herz, Hass und Rachedurst. Und in sinkender Nacht, die nur von brennenden Bauernhäusern in der Ferne beleuchtet war, führte er die Patrouille in einen der Sümpfe statt nach Büren. Sie kam, wie er selber, elendiglich zugrunde. Später wurden die Leichen hervorgeschwemmt, zehn Mann und auch der Knabe. Es hatte sich nur ein einziger retten können, und der hat dann erzählt, was geschehen war. In Büren hatte man die Leichen aus dem Wasser gezogen und in einem Massengrab im Friedhof beerdigt.»

Diese Geschichte vergass ich nie. Meine Familie zog später nach Biel, ich besuchte das dortige Progymnasium und nachher das Staatsseminar Hofwil-Bern.

Oft aber, während meiner Ferien, suchte ich die Gegend an der alten Aare wieder auf. Ich wusste, dass dort seltene Pflanzen gediehen, die man sonst nirgendwo fand. Ihnen ging ich nach, aber nicht, um sie zu sammeln, ich wollte sie nur sehen. Denn ich hatte mir in den Kopf gesetzt, später weiter zu studieren und eine botanische Arbeit über die Pfanzenwelt an der alten Aare zu verfassen.

Es kam das Jahr 1912, man gab mir das Lehrerpatent, und ich wurde als knapp Neunzehnjähriger an die Schule in Ittigen gewählt. Kaum war ich dort ein wenig angewurzelt, brach der Erste Weltkrieg aus, ich musste als Soldat an die Grenze, und nachher lagen die Dinge so, dass ich den Plan zu einem Weiterstudium aufgab; ich beschloss, mich als Volksschullehrer zu bescheiden.

Aber Jahrzehntelang bohrte in mir die Sehnsucht nach dem Seeland. Ich konnte es nie vergessen, und noch heute, da ich ein alter Mann geworden bin, zieht es mich immer wieder zu sich. Andere Seeländer, denke ich, werden es auch so haben. Die Magie dieser Landschaft bezaubert den lebenlang, der darin seine Kindheit verbracht hat. Jedes Jahr mindestens einmal suche ich sie auf, obwohl sich inzwischen mancherlei geändert hat. Die alte Aare ist zum schmalen Rinnsal geworden, und viele Sümpfe sind ausgetrocknet. Das Land bis nahe ans Ufer ist teilweise urbarisiert worden. Manch eines der kleinen Häuser ist vom Erdboden verschwunden, und Strohdächer gibt es keine mehr wie einst in meiner Knabenzeit. Aber immer noch finden sich an abgelegenen Stellen seltsame Pflanzen: Orchideen und insektenfressende Kräuter, glühendrote Heckenrosen, himmelblaue, tiefblaue und gelbe Schwert-Lilien,

zarte weisse und fleischfarbene Seerosen erfreuen das Auge.

Auf einem meiner Gänge, es war Mitte der Zwanzigerjahre, kam ich zu der Stelle, wo ich einst als Knabe mit Hilfe Herrn Lienhardts den grossen Barsch aus dem Wasser gezogen. Es war an einem Abend, dünne, bläuliche Nebelschwaden erhoben sich über Wiesen und Aeckern und fern senkte sich die Sonne. Ich setzte mich auf die Kalksteine am Ufer, und tausend Erinnerungen gingen mir durch den Sinn. Alles wurde mir so seltsam gegenwärtig, als hätte ich es eben erlebt. Der greise Lehrer Lienhardt sass neben mir – so war mir – und in seiner eindringlichen Art erzählte er mir die alten Geschichten, ich lauschte ergriffen, bezaubert, beglückt.
Und eine davon gestaltete sich zu Versen, die vom Seeländerbuben, der die Landesfeinde ins Verderben führte und dabei sein eigenes Leben opferte. Ich zog mein Notizbuch hervor und schrieb auf:

Sibezähhundertachtenünzgi

Am Jäisbärg obe brönnt es Purehus.
E Schar Franzose chunnt dür ds Moos z'dürus.

Es Buebli geit voraa u zeigt der Wäg.
Dür Glungge, Dräck u Gstrüel u Wydegheeg.

«Wo Büre?» – «Dert! 's geit alls der Aare no!» –
Sie sy i ds Bodelosen yne cho.

«Du füehrsch is lätz – mir schlö der Chopf der y!» –
«Nei!» lachet ds Buebli. «Büre hei mer gly!»

Stockfeischter Nacht. – «Wo bisch?» –
Es gruchset hohl.
Im Schilf inn tönt es lysli: «Mier isch wohl!»

«Wo bisch?» – Kei Wort. Der Bode tuet sech uuf.
Zäh Manne machen ihre letschte Schnuuf.

Zäh Mannen und es Buebli aarenab.
Si lige z'Büren all im glyche Grab.

Hans Zulliger

Der Hans Zulliger het eine vo syne interessante Vorträg
(im Wymonet 1963 im grosse Saal vom
düütsche Museum z Münche)

(Useme Vortrag)

Liebe Hörerinnen und Hörer!

Meine allererste Publikation kam, ich müsste mich sehr irren, im Jahre 1912 in den «Berner Seminarbättern» heraus. Deren Schriftleiter, dem Seminardirektor Dr. Schneider und dem Methodiklehrer Röthlisberger war bekannt, dass ich einen Bericht über unsere Seminarreise nach München vom Jahre 1911 geschrieben, und dass mein Seminarkamerad Fred Stauffer sie mit Federzeichnungen versehen hatte. Schneider druckte einen kleinen illustrierten Ausschnitt aus unserem Reisebuch ab.
Ich hatte wohl sehr Freude an der Veröffentlichung, aber ich bildete mir nichts darauf ein. Mich plagten ganz andere Sorgen. In Ittigen versah ich die Selle eines Lehrers. Sprach ich in der Schule mein Seeländer Berndeutsch, dann erweckte es bei den Kindern Heiterkeit, weil es anders tönt als das mittelländische. Ich nahm mir vor, dieses zu erlernen, um vor meinen Schülern nicht komisch zu wirken. Also ging ich den Kollegen und den Landleuten im Bantigergebiet nach, veranlasste sie zum Plaudern und merkte mir ihre Ausdrucksweisen – wenn ich von meinen Gängen heimkam, setzte ich mich hin und schrieb auf, was ich gehört hatte. Das Gespräch drehte sich um Sagen und Gespenstergeschichten, die damals noch umliefen. Sass ich an einem Bauerntisch, erzählte ich eine davon. Sie bewirkte, dass mir andere berichtet wurden. So entstand allmählich eine ganze Sammlung. Und nach und nach bekam ich den Eindruck, die Mundart, wie man sie in unserer Gegend spricht, zu beherrschen, sie bereitete mir keine Hindernisse mehr.
Ich fasste den Plan, weiterzustudieren. Von Ittigen aus konnte ich die Berner Universität leicht errei-

chen. Zunächst meldete ich mich als Auskultant, belegte Vorlesungen über Sprache, Geschichte, Pädagogik und Psychologie. Aber da brach der Erste Weltkrieg aus, ich musste als Soldat an die Juragrenze. Man zog mich als Unteroffiziersschüler aus, und ich kam ins sogenannte «Lehrbataillon» der 3. Division nach Delsberg. Kurz vor Weihnachten 1914 schrieb mir eine Kollegin, die in Bütschel amtete, ich möchte bei Anlass meiner kurzen Urlaube die Berner Buchhandlungen aufsuchen und nach guten Weihnachtsversen Umschau halten. Ausser denen von Sophie Hämmerli-Marti fand ich nichts und kehrte unverrichteter Dinge in meine «Bude» in Ittigen zurück. In der darauffolgenden Nacht fielen mir Verse ein, einer hinter dem anderen, so etwa:

De Wingeli

En Ängel het ir heilige Nacht
Der Heiland der Maria bracht.

Die seit: «Mir sy so grüsli arm,
Es fählt is alls! Dass Gott erbarm!

I ha däm liebe Chingeli
Ja nid emal es Wingeli!»

Vor Dili obe hei sech da
Drü Spinneli z'dürabe gla.

Die chlätteren über ds Chrüpfli y
U spinne tusig Fäde dry.

Si chnüpfen, es geit gar nid lang,
Die Trömli alli anenang

U zieh se här u zieh se hi,
Es isch wie luter Syde gsy!

Si wäben eso liecht u fyn
As wär's vo Luft u Sunneschyn.

U wo die Tierli fertig sy,
Leit d'Mueter ihres Buebeli dry.

Das lyt so weich u warm da drinn,
Wie i der schönschte Wieglen inn!

Es luegt, wo d'Spinneli ufe gah,
Se lieb mit grossen Augen a,

U wo sie wider dobe sy,
Schlaft ds Heilandchingeli sälig y!

Am Morgen schrieb ich die Gedichtlein, ein halbes Dutzend an der Zahl, sauber ins Reine und sandte sie der Kollegin.
Wir wurden später ein Paar, bekamen Kinder, und da ergab es sich ganz von selbst, dass mir neue Gedichtlein ähnlicher Art einfielen. Meine Frau hatte ihre Stelle in den Vorbergen aufgegeben, um unsere Kinderchen zu betreuen. Ich musste sehen, wie wir uns bei meinem geringen Lehrerlohn durchschlugen. Besonders wäre uns ein Zustupf auf die Festtage willkommen gewesen. Darum sammelte ich meine Verse, und mit ihnen reisten wir zu Simon Gfeller. Er empfahl, sie noch Otto von Greyerz zu zeigen und dann den Verleger Francke zu fragen, ob er ein Büchlein daraus machen wolle. Es kam auf Weihnachten 1917 heraus. Brachte uns den königlichen Betrag von zweihundert Franken ein.
Nun hatte ich «Blut geleckt» und erinnerte mich daran, dass ich noch eine Schublade voller Gespenstergeschichten besass und brachte drei davon Otto von Greyerz zur Kritik. Er wollte alle sehen, liess sie von seinem Freund Rudolf Münger bebildern, und Francke gab sie heraus. Vorher jedoch schon waren zwei andere schmale Bändchen im Druck erschienen, die wissenschaftliche Gebiete behandelten. Im Schuldienst war ich auf Kinder gestossen, die sich abwegig entwickelt hatten. Da gab es Stotterer, Bettnässer, Zerstreute, Aengstliche, Prahler, Diebe, Zerstörungssüchtige usw. Ich hatte schon während meiner Seminarzeit vom Bestehen einer

Tiefenpsychologie erfahren, und die Werke von Freud, Adler, Jung und besonders von Oskar Pfister waren mir nicht unbekannt geblieben. Was Pfister mit seinen Unterweisungsschülern tat, schien mir, dürfte vielleicht schon bei viel jüngeren Kindern möglich sein. Behutsam und ohne jemand etwas von meinen Unternehmungen mitzuteilen, versuchte ich, den oben angegebenen Schülern mit «Päd-Analyse» aus ihren Störungen zu helfen. Darüber hatte ich mir Notizen gemacht. Nun verlangte mich nach Kritik. Ich stellte ein paar Heilungsgeschichten zusammen und reichte sie als Buchmanuskript einem Berner Verleger ein. Er sagte, er verstehe nichts davon und sandte das Manuskript den Fachleuten in Zürich und Genf. Sie waren begeistert und luden mich ein, an den Sitzungen der Schweiz. Gesellschaft für Psychoanalyse vorzutragen. In der Reihe «Schriften zur Seelenkunde und Erziehungskunst» kamen dann zwei von mir verfasste Bändchen heraus. Im Kreise der Psychoanalytiker in Zürich befand sich Hermann Rorschach, Sohn eines Schaffhauser Zeichenlehrers und Erfinder seines heute weltberühmten Tests. Oft ging ich mit ihm spazieren, und wir unterhielten uns darüber. Rorschachs Werk interessierte mich brennend, auch nachdem sein Schöpfer, – allzufrüh – gestorben war, und ebenso sein Assistenzarzt Behn-Eschenburg. Im Jahre 1934 lud man mich ein, dem Schweizerischen Schriftstellerverein beizutreten – und erst jetzt merkte ich, dass ich ein Schriftsteller sei.

Sie sehen, liebe Hörerinnen und Hörer, dass es nicht Ehrgeiz war, was mich führte, sondern Nöte und Verpflichtungsgefühl. Ich glaube, dies sagen zu dürfen.